daß ihm noch vieles fehle. „Und", sagte er, „eher will ich nicht aufhören, bis ich das allerschönste aller Lieder zu spielen vermag." Das Wasserrauschen konnte er nachbilden, man glaubte die Wellen glitzernd und die Bächlein rieseln zu hören. Und er spielte Reigen, daß sich die Füße von jung und alt ganz unwillkürlich in Bewegung setzten, und Kirchenlieder so schön, daß die Zuhörer wie von selbst die Hände falteten.

Und manchmal spielte er etwas, wofür es keine Noten zu geben schien, so aus seinem Innersten heraus, daß weinen mußte, wer es hörte. Es war dann in den Melodien etwas, als wenn er etwas suchte. Und das tat er auch. Er suchte das schönste Lied von allen, da fand er auch hier und da einen Ton, aber er fand nie das Ganze.

Darüber wurde er alt und grau und kam zum Sterben. Und da er ganz allein auf seinem Bette lag und nahe dem Tode war, da klang es auf einmal irgendwo von oben her, und nun wußte er, daß dies das Lied sei, das einzig schöne, das es gebe. Und er griff nach seiner Geige, um es, so sehr seine sterbende Hand auch zitterte, zu spielen. Aber die Saiten zersprangen, eine nach der anderen — da starb er.

In dieser Sage ist so schön veranschaulicht, was der hl. Augustinus sagt: „Das Herz wird nicht ruhig, bis es ruhet, o Gott, in dir", und das Wort des hl. Johannes aus der geh. Offenbarung: „Sie sangen dem Herrn ein neues Lied".

Wir alle haben ein Verlangen, eine Sehnsucht, nämlich glücklich zu sein und noch glücklicher zu werden. Das Lied vom Glück möchten wir alle gern singen können, und überall suchen wir nach den Melodien dazu. Aber was der Mensch auch erfinnen mag, um immer glücklicher zu werden und was er auch an Glücksgütern zusammentragen mag, es ist immer nicht das Lied, nachdem er sucht. — Und wenn er stirbt, zerreißen ihm gar alle Saiten, auf denen er gemeint, dieses Glückslied spielen zu können.

Wie schön, wenn wir in unserem Verlangen nach dem Glück in allem Irdischen das Ewige suchen, wie der hl. Aloysius es getan, der bei allem, was er tat, sich fragte: „Was nützt mir das fürs ewige Leben". Wenn wir dann auch nicht, wie unser Geiger, schon auf unserem Sterbebette dieses schöne Lied vernehmen — im Himmel werden wir es mit den Engeln und Heiligen vor dem Throne des Lammes singen.

26)

Ein paar Wochen im Süden.

Wehmütig aber stimmt, daß Savanarola, dieser großartig angelegte Geist, sein Temperament auf die Dauer nicht zu beherrschen verstand. Er erstarrte in einer Richtung. Wie rein ursprünglich sein Eifer war, er ließ sich in eine zu große Einseitigkeit hineinreißen und sein Erfolg brachte ihn dahin, seine geistliche Beredsamkeit in den Dienst der Politik zu stellen und aus der stillen Zelle in die Arena der Parteikämpfe hinauszutreten.

Wir kennen des Mannes unglückseliges Ende — um dessentwillen wird er von den Gegnern der Kirche, die kein Verständnis für die damaligen Verhältnisse haben oder haben wollen, noch immer als Exempel mittelalterlichen Fanatismus und grausamer Ketzerverfolgung angeführt.

Und gerade heute, wo wir in der Zelle waren guckten uns einige von den elegant gekleideten, von Wohlgeruch duftenden Damen, die in ihrem Reisehandbuch Savanarolas Schicksal gelesen, mit einem so grimmigen Blicke an, als hätten wir zwei friedsame Kölner Bürger den guten Dominikanerpater an den Spieß gesteckt. Wir hätten als Strafe für diesen beleidigenden Blick wohl wünschen dürfen, die feinen Fräuleins in eine Predigt von Savanarola über Weltgeist, Luxus und Kleiderpracht schicken zu können, vielleicht hätten sie dann laut gerufen: „Steinigt den fanatischen Mönch!" Doch das wäre ein unchristlicher Wunsch gewesen, aber das hätten wir den guten Damen doch gerne gestanden, Savanarola ist uns trotz seiner Düsternheit und Strenge keine so unsympatische Persönlichkeit und heute, wo die moderne Scheinkultur wieder so sehr im Vordergrund steht und auf Kosten höherer Ideale gepriesen wird, könnte es nicht schaden, wenn ein zweiter hl. Franziskus durch sein Beispiel und ein zweiter Savanarola durch sein Wort der Welt wieder wirksam kund täte, daß in dem armen Christus und seiner Lehre das beste Fundament für ein zufriedenes Leben und glückliches Sterben gelegt sei.

Einmal auf der Kunstreise begriffen, machten wir nun auch dem Palazzo Pitti einen Besuch. Als Bau einer der erhabensten Paläste der Welt, birgt er in seinem linken Flügel mit der Gallerie Pitti auch eine der berühmtesten Gemäldesammlungen der Welt.

Naht man sich diesem aus schweren, in der Mitte ausladenden Quadern gefügten festungsartigen gewaltigen Gebäude, so vermutet niemand hinter diesen schweren Mauern die zarten Gestalten, die die Kunst der Farbe zu schaffen vermochte.

Zwei mächtige Treppen hinauf und wir sind gleich mitten in der ganzen Herrlichkeit der Malerei. Wie träumend tritt man zuerst in diesen Wunderkreis und überlädt sich bei einem schnellen Durchschreiten dem allgemeinen Entzücken, das jeden in diesem Kreise erfassen muß, wo die Namen Raffael, Titian, Perugino, del Sarto, Fra Bartolomäo auf Künstlersternbilder ersten Ranges hinwiesen.

Die erste Aufnahme eines Kunstwerkes geschieht durch das Gefühl. Und so wollten wir denn auch in einer Wanderung durch die Säle fürs erste bloß den allgemeinen Eindruck hinnehmen, etwas Höhenluft einatmen, uns an das künstlerische Klima gewöhnen, den ganzen hier lagernden Kunstduft genießen, um dann vor einzelnen Bildern den ersten Eindruck weiter zu erproben. — Sonst sollte man sich beim Besuch des Palazzo Pitti auf einzelne hervorragende Bilder beschränken. Das ist wirklich keine verlorene Zeit. Stundenlang kann man vor ihnen sitzen und immer entdeckt man neue Schönheiten, während mit dem Laufen durch all die Säle und durch das Sehen der vielen Bilder der Eindruck verwischt wird. Ein und das andere Bild neben einem der ersten Meister zu sehen, ist ja gut, denn die Möglichkeit des Vergleichens läßt die Schönheiten mehr hervortreten, nur nicht alles in einem Museum verschlingen wollen, man verdirbt sich für Tage den Magen.

Wir hatten denn auch unsern Rundgang schnell beendet, sind in den zweiten Saal zurückgekehrt und haben uns vor Raffaels Bild „Madonna della Sedia" niedergelassen. Es ist dies das bekannte, in vielen Häusern sich als Licht- oder Farbendruck findende Bild: „Maria, das göttliche Kind auf dem Schoße haltend und zu ihnen aufschauend der jugendliche Johannes der Täufer, der betend seine Hände faltet." Wir wollen hier nicht beschreiben, was man empfindet, wenn man zum ersten Male vor einem Bilde sitzt, das ein Raffael gemalt, jener Meister, der den Höhepunkt der Zeit der großen christlichen Malerei bildet, dessen Künstlersprache in höchster Fülle und Blüte auf Leinwand und an die Wände der Kirche die Verherrlichung des Edelsten und Besten geschrieben hat, was die Welt besitzt, des Glaubens und seiner Trägerin, der Kirche. Raffael, von dem man in ausnehmendem Maße sagen kann, die vollendetste Schönheit, die zarteste Anmut, die vollkommenste Harmonie, das sei das Charakteristische all seiner Gebilde und bringe ein solches Entzücken, daß das, was er Großes hinterlassen, so lange es eine christliche Kultur gibt, als ein wertvolles Eigentum, allen edlen Menschen teuer sein wird, sollte es auch nur in Abbildern erhalten werden.

Das Bild, auf das wir nun staunend unsere Augen richteten, ist ein wirklicher Typus Raffaelischer Malweise. Die jungfräuliche Mutter sitzt, das turbanähnliche römische gestreifte Kopftuch um die Haarflechten, das grün und rot gemusterte, mit Fransen besetzte Tuch der Italienerinnen um die Schultern geschlungen, in einem Armstuhl und hält innig den kleinen Jesusknaben umfangen. Die Farben sind so duftig, so sicht und zart, als seien sie aus Sonnenschein gewoben oder als hätte der Regenbogen hier seinen ätherischen durchsichtigen Schleier hingelegt.

Aus Kunstgeschichten wußten wir über die Entstehung dieses Bildes, Raffael habe zufällig im Hofe des Vatikans eine junge, ausruhende Frau mit ihrem Kinde erblickt, und von der Lieblichkeit der Gruppe betroffen, sie auf dem nächsten Gegenstande, welcher der Boden einer Tonne war, mit Kohle skizziert, wodurch sich die Rundform des Bildes ergeben hätte. Als wir aber das Bild nun wirklich vor uns sahen, da wiesen wir ganz spontan einen solchen Gedanken ab, es dünkte uns eine Plattheit und eine Beleidigung des Künstlers, eines der herrlichsten Gemälde Raffaels auf solchen Untergrund zu stellen. So waren wir froh, in diesen Tagen denn auch bei einem bedeutenden Kunstschriftsteller zu finden, daß diese Komposition unter mehrfachen Ueberlegen gereift sei, wenn auch die Tracht der Römerin und der echt südliche Gesichtszug der Mutter jene Auffassung begünstigte. — Es liegt auch in diesem Bilde eine so tiefe Mystik, etwas so Rührendes und Geheimnisvolles, daß man solche Ideen wahrlich anderswoher, als von der Straße holt.

Man liest in den Reisehandbüchern über die Auffassung dieses Bildes, es sei darin die glückselige junge Mutter dargestellt, die mit innigem Mutterstolz und Mutterfreude den Jesusknaben an ihr Herz schließt. Wir sind keine Kunstkenner, aber man hat doch auch Empfinden für künstlerischen Ausdruck und da ist uns eine ganz andere Auffassung gekommen. Uns schien es, als höre hier die Mutter aus vergangenen Tagen vom Tempel in ihre stille Behausung herübertönen die Stimme des alten Simeon: Dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel . . . und ein Schwert wird deine eigene Seele durchdringen. Unter diesem Eindruck drückt sie das Kind zärtlich und besorgt, es könne ihr entrissen werden, an ihre Brust. Der Blick aller drei Personen hat etwas Banges, als schauten sie in der fernen Zukunft ein großes Leid. Eine unendliche Liebesmacht, eine unergründliche Tiefe von Wehmut, Ergebung und hl. Scheu blickt aus diesem Mutterauge; und wie innig und traut schmiegt sich das Kind an die Mutter, als wäre es hier geborgen, während sein banger Blick zur Seite gewandt ist, als nahe sich von dorther ein großes Verhängnis, das rechte Füßchen aber krampfhaft sich hebt, als müßte es sich bereit machen zur Flucht. Dann der kleine Johannes, der mit seinem voll Ehrfurcht aber auch vom Mitleid erfüllten Kindergesicht nicht weiß, soll er das Jesuskind oder die Mutter ansehen, sein oder ihr Leid am meisten mitempfinden. Eine tiefe Melancholie — dieses klassische Gesicht der Kunst — schaut aus diesem Bilde einen an. Es ist ein geradezu prophetisches Bild, dem man, wenn ich so sagen darf, in jedem Strich die Inspiration anmerkt.

Es ist wie die erste Dämmerungsstunde des Karfreitags, es sind die ersten Akorde des Stabat Mater und man möchte sich hinknien und beten:

Jungfrau, Krone der Jungfrauen,
Wollst nicht herbe mich anschauen,
Ach, wie oft hab' ich's bereut,
Daß ich Schuld an deinem Leid.

Tagelang hätten wir vor dem Bilde sitzen können und wären nicht satt des Sehens geworden. Der Leser mag denken, dann wirft du dir wohl sofort für dein Zimmer eine Kopie gekauft haben, um das Bild immer bei dir zu haben. Nein, nur keine Kopie! Neben dem Bilde stand eine Kopie zum Vergleich, von Künstlerhand gemalt. Viele mögen es als ein schönes Gemälde, was es auch wirklich war, bewundert haben, aber es gab uns Raffaels Madonna nicht wieder. Und das tut keine Kopie. —

Berichtigung.

Auf Wunsch der Verfasserin des in der letzten Nummer stehenden Gedichtes „Die größte Macht" berichtigen wir den Druckfehler in Zeile 6 der 1. Strophe, wo es statt Ehrfurcht Ehrsucht, und den in der letzten Zeile der letzten Strophe, wo es statt Wundernacht Wundermacht heißen muß.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

„Autorisé par la censure"

St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Hövelер, Rektor, Juntersdorf bei Cöln.

Nr. 2. Sonntag, 12. Januar. 1919.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 12. Januar: Ernst.
Montag, 13. Januar: Hilarius.
Dienstag, 14. Januar: Felix.
Mittwoch, 15. Januar: Paul. Eins.
Donnerstag, 16. Januar: Marzellus.
Freitag, 17. Januar: Antonius.
Samstag, 18. Januar: Priska.

Sonntagslesung.

Sei gering in deinen Augen.

Die Wißbegierde ist dem Menschen eigentümlich. Sie ist auch etwas Gutes. Gott hat uns ja den Verstand gegeben, also sollen wir denselben auch ausbilden und durch Wissen bereichern. Nur eines muß man bedenken. Noch so viel wissen und dabei den Herrn nicht fürchten, ist unnütz. Besser ein demütiger Landmann — die Leute nennen ihn manchmal dummen Bauer — der dem Herrn dient und gottergeben sich zur Erde bückt und die harte Scholle bearbeitet, als ein stolzer Weltweiser, der die Laufbahn der Sterne mißt, dabei aber stolz sein Haupt erhebt.

Zu große Wißbegier hat auch ihre Gefahren. Die viel wissen, wollen auch gerne den Schein haben, daß sie viel wissen, und haschen darum nach Ruhm und Ehre bei den Menschen.

Wer viel weiß, macht auch leicht viele Worte und läßt andere nicht zu Worte kommen. Aber das Vielreden und Disputieren und Politisieren stillt den Hunger der Seele nicht. Aber gut sein und recht tun, das ist das rechte Labsal für unser Gemüt.

Bedenke: Je mehr du weißt und je besser du es einsiehst, desto strenger wirst du auch gerichtet, wenn dein Leben nicht gerade so viel heiliger war, als deine Einsicht größer war.

Darum trage den Kopf nicht hoch und sei nicht eingebildet, weil du diese Kunst verstehst und diese Wissenschaft besitzest. Leben andere, die unwissender sind, als du, besser als du, stehen sie auch vor Gott höher als du.

Und wenn es dir zu Kopf steigen will daß du viele Dinge weißt, denn denke, wie vieles es gibt, wovon du gar nichts verstehst: Bedenke, nicht bloß von der Liebe raucht der Schornstein nicht, sondern auch nicht von der Gelehrsamkeit. Der gelehrteste Professor ist wahrscheinlich in Küche und Keller ein unwissendes Kind. Und wenn du einen fehlen und sündigen siehst, dann sprich nicht mit dem Pharisäer: „Ich danke dir, o Gott, daß ich nicht bin, wie dieser da." Denn sieh, du weißt nicht, ob und wie lange du noch im Guten feststehen wirst. Gebrechlich sind wir alle, aber in deinen eigenen Augen sei keiner gebrechlicher, als du.

Thomas von Kempen I. 2.

Alles Ird'sche ist zerbrechlich
Und wer hoch steht, kann tief fallen,
Halte du dich für den Schwächsten
Und Gebrechlichsten von allen.

Die erste Liebe.

I.

Es wird heute in Betrachtungsbüchern und Predigten oft der gewiß schöne Gedanke ausgesprochen, die öftere, ja tägliche hl. Kommunion führe uns in die ersten Zeiten des Christentums zurück, in denen ja auch durchgehends die Gläubigen, die dem hl. Opfer beiwohnten, mit dem Priester kommunizierten. Damit aber, daß wir die ersten Christen in dem öfteren Kommunizieren nachahmen, ist nicht viel gewonnen, wenn wir sie nicht auch nachahmen in dem, was in ihnen die häufige Kommunion gewirkt hat, und was sie auch in uns bewirken soll, nämlich in der Liebe und zwar in der Gottesliebe, aber auch in der Nächstenliebe, in der vorzüglich die Gottesliebe ausstrahlt und äußerlich in die Erscheinung tritt.

Reden wir also denn einmal von dieser ersten Liebe des jungen Christentums. Von vornherein wird man ja annehmen dürfen, wie im Menschenleben der ersten Liebe keine spätere, an Wärme, Kraft, Ausdauer, Opferfreudigkeit und Hingabe gleichkommt, so wird es wohl auch mit dieser ersten Liebe der jungen Kirche gewesen sein, so daß man auch von ihr hätte wünschen sollen: „O, daß sie ewig grün geblieben, die schöne Zeit vom ersten Lieben".

Da nun der Gegenstand ohne Frage von großem Interesse und hoffentlich auch von einigem Nutzen ist, so soll er uns in mehreren Aufsätzen beschäftigen. Heute wollen wir denn damit beginnen, rücksichtlich der Liebes- oder Fürsorgetätigkeit die Lage der heidnischen Welt zu der Zeit zu schildern, als das Christentum in dieselbe eintrat. Man kann im allgemeinen sagen, die alte heidnische Welt sei eine Welt ohne Liebe gewesen und dem römischen Schriftsteller Lactanz zustimmen, der sagt: „Die Barmherzigkeit und die Liebe sind Tugenden, die den Gerechten und den Verehrern Gottes, den Christen, eigentümlich sind, davon lehrt die heidnische Weltweisheit nichts".

Doch bedarf das Urteil über die vorchristliche Welt, sie sei eine Welt ohne Liebe gewesen, soll dieses Urteil wahr bleiben, der Erläuterung, in gewissem Sinne auch der Einschränkung: An einzelnen Akten des natürlichen Mitleids hat es auch im Heidentum nicht gefehlt. Dem Bettler ist zu allen Zeiten eine Gabe gereicht worden. In den besseren Zeiten war es die allgemeine Anschauung, die Armen und Hülfeflehenden ständen unter dem besonderen Schutz der Götter. Aber auch als dieser Gedanke bei dem Sinken des Glaubens an die Götter seine Kraft verloren hatte, wurde den Bettlern noch immer gegeben.

In Rom und in anderen Städten saßen zahlreiche Bettler an den Straßenecken, an den Brücken, vor den Tempeln, oder wo sonst der Verkehr lebendig war, und die Vorübergehenden warfen ihnen gerne eine kleine Münze zu, während der Arme die Gabe mit einem Segenswunsch im Namen irgend eines Gottes erwiderte, wie auch wir sagen: „Gott vergelt's!" Auch gegen Reisende, Schiffbrüchige, oder sonst Notleidende erwies man sich mildtätig, und bei großen Unglücksfällen fehlte es nicht an Teilnahme und Hülfe, auch in weiteren Kreisen.

Als zu Neros Zeiten das große Amphitheater in Fidenae einstürzte und 50 000 Menschen unter seinen Trümmern begrub, schickten die reichen Römer Aerzte und Medikamente an die Unglücksstätte und nahmen die Verwundeten in ihre Häuser auf. Bei dem Ausbruche des Vesuvs, der im Jahre 79 n. Christus Herkulanum und Pompeji verschüttete, war die Hülfeleistung allgemein.

Dabei muß aber gesagt werden, daß wir im Großen und Ganzen weniger von dergleichen hören, und das, was wir hören, wohl auf eine augenblickliche Aufwallung des natürlichen Mitleids und Mitgefühls zurückzuführen ist. Grundsätzlich stand man den Armen und Notleidenden unfreundlich und abwehrend gegenüber. So fragt einmal der als Redner bedeutende Quinctilian: „Kannst du dich so tief herablassen, daß dich die Armen nicht anekeln?" Und in einem Schauspiel läßt der Dichter Plautus den gewiß der allgemeinen Stimmung entsprechenden Satz aussprechen: „Um den Bettler macht sich übel verdient, wer ihm zu essen und zu trinken gibt, denn was er gibt, ist verloren, und dem Armen verlängert er nur sein Leben zu seinem Elende!"

Doch in welchem Maße auch immer einzelne Akte des Mitleids geübt worden sein mögen, die Hauptsache ist, es fehlte in der heidnischen Welt jede irgendwie organisierte Liebestätigkeit. Das war der erste in die Augen fallende Unterschied zwischen

Heidenwelt und Christentum. Nicht, daß die ersten Christen hier und da einem Armen eine Gabe reichten, hier und da einem Notleidenden halfen, das Neue, das bisher Unbekannte war vielmehr, daß in den ersten christlichen Gemeinden eine geordnete Liebestätigkeit vorhanden war, daß jeder, ob reich, ob arm, das Bedürfnis fühlte, sich liebevoll zu betätigen, nicht bloß, um dem Armen sein Elend für einen Augenblick zu erleichtern, sondern die Armut selbst zu bekämpfen und den Armen womöglich seinen Mangel leiden zu lassen.

Die christliche Liebestätigkeit, die nicht, wie die Heiden, vor der Armut sich ekelte, sondern in dem Armen Christus selbst sah, wollte den Armen geistig und leiblich heben, wollte ihn in der christlichen Gemeinschaft, wenn ich so sagen soll, den Ehrenplatz einnehmen lassen, wollte mit dem eigenen Vermögen und in persönlicher Hingabe sich dem Dienste der Armen und Notleidenden weihen und zwar um Gottes willen. Die christliche Liebestätigkeit entströmte dem Glauben. Den ersten Christen war nach der Mahnung des hl. Apostels Jakobus: „die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal zu besuchen", eigentlicher und wahrer, ja der vorzüglichste Gottesdienst. Liebe zu üben, war ihnen christliches Leben, christliches Herzensbedürfnis. Ihre Tätigkeit ging in Liebe und zwar in entsagender und opferreicher Liebe auf.

Der hl. Franz von Sales sagte einmal so schön: „Demut und Liebe sind die beiden Grundtöne, wovon der Wohlklang aller anderen Tugenden abhängt. Man muß sich also vor allem in diesen beiden Tugenden zu befestigen suchen, denn bekanntlich hängt die Erhaltung eines Gebäudes von dem Fundamente ab." Das waren auch die Grundsätze bei den ersten Christen. Ihre Liebe zu den Armen floß aus der Demut. Weil sie demütig waren, sahen sie nicht, wie die stolzen Pharisäer bei den Juden und die reichen, hochmütigen Römer, die alle meinten, hoch über der Menge zu stehen und die mit dem Dichter Horaz sagten: „Ich hasse das gemeine Volk und halte mich von ihm fern", verächtlich auf die Armen herab, sondern brachten ihnen Hochachtung entgegen. Sie betrachteten die Armen als mit dem Gekreuzigten geistig verbundene Glieder, Glieder am mystischen Leibe Jesu Christi, wie der Apostel sagt. Und wie wir heute noch eine besondere Verehrung zu den Gliedern des göttlichen Heilandes haben, an denen er zumeist gelitten, wie zum dorngekrönten Haupte, zu den wunden Händen und Füßen und dem durchbohrten Herzen, so hatten die ersten Christen gegen die Armen und Notleidenden eine besondere Verehrung, Hochachtung und Liebe, weil sie in ihnen die leidenden Glieder ihres Heilandes Jesu Christi sahen. Das läßt es uns ja auch verstehen, wenn die hl. Elisabeth die vom Aussatz zerfressenen Hände und Füße der Leprosen, die sie in ihrem Hospitale pflegte, küßte. Es schienen ihr eben die wunden Hände und Füße des Heilandes zu sein.

Das hat die alte heidnische Welt nicht gekannt. Aber etwas hat sie wohl gekannt, was auch heute die Welt, die sich vom Christentum abgewandt hat, noch kennt. Wir können es nicht Liebe nennen, aber Liberalität, Freigebigkeit, Großherzigkeit, oder, wie wir heute sagen: Humanität. Und diese natürliche Liberalität war sogar eine im großartigsten Maßstab geübte Tugend der alten Welt. Man ist liberal, freigebig gegen seine Verwandten, gegen seine Freunde, seine Gäste. Geschenke auszuteilen, und zwar große und wertvolle, war damals noch viel mehr Sitte, wie heute bei uns. Man ist liberal und freigebig gegen seine Vaterstadt, gegen seine Mitbürger, gegen die Genossen des Kollegiums, dem man angehört. Welche Fülle von Schenkungen aller Art zeigen uns die damaligen römischen Inschriften! Da baut einer seiner Vaterstadt aus eigenen Mitteln ein neues Theater, oder ein Schlachthaus, läßt eine neue Straße, eine Wasserleitung, einen kostbaren Zierbrunnen anlegen. Da sorgt einer dafür, daß das Getreide im mäßigen Preise bleibt, oder läßt Korn verteilen, Wein und Oel, veranstaltet für seine Mitbürger großartige Spiele, Stier-, Löwen- und Ringkämpfe, baut ihnen ein großes Bad, wo jeder umsonst baden kann, oft auch mit umsonst geliefertem Oel zu der bei den Römern so gebräuchlichen Salbung des ganzen Körpers, wie man bei uns das Kopfhaar sich einölen läßt. Kein Besitzender, der seine Stellung im Staate oder in seiner Vaterstadt würdig ausfüllen wollte, konnte sich der Pflicht entziehen, einen Teil seines Vermögens freiwillig für seine Mitbürger oder zum allgemeinen Besten hinzugeben.

Auch über den Tod hinaus erstreckte sich diese Liberalität, diese Freigebigkeit. Legate und testamentarische Stiftungen sind häufig und genießen besonderen Rechtsschutz. Vielfach finden sich auch Stiftungen, nach denen an bestimmten Tagen, namentlich am Geburtstage eines Verstorbenen auf dem Grabe eine Mahlzeit gehalten und den Anwesenden Geldsummen verteilt wurden. Die Neigung der Römer, die Toten auch durch die Verkündigung dessen, was sie im Leben Gutes getan, auf den Grabsteinen zu ehren, läßt uns hier einen Blick tun in eine Fülle von Schenkungen und Stiftungen, die hinter dem, was heute der Art geschieht, mindestens nicht zurücksteht. Und das alles gipfelt zuletzt in der Liberalität, der Freigebigkeit des Kaisers und des durch die Besteuerung der eroberten Länder und Provinzen reich gewordenen Staates, bei der es sich um Millionen handelte.

Ohne Frage haben diese Beweise der Liberalität und Freigebigkeit zum Teil die Wirkung gehabt, wie bei uns die Armenunterstützungen. Oder war es denn dem Minderbegüterten nicht eine Hilfe, wenn er das Brod zum billigen Preise oder ganze Scheffel Getreide geschenkweise erhielt, oder wenn er an der Verteilung von Geldgaben teilnahm? Aber es war doch etwas ganz anderes, als das, was man damals und heute unter christlicher Armenpflege verstand. Liberalität, Freigebigkeit ist ja die heidnische Tugend, die unserer Caritas, der barmherzigen Liebe entspricht, aber von dieser Tugend ist diese Humanität und Freigebigkeit ebenso verschieden, wie das Heidentum vom Christentum verschieden ist.

Arm und Reich im Gottesreich.

Von sozialistischer Seite wird oft behauptet, das Werk Christi sei verfehlt, und das Christentum sei nicht imstande gewesen, seine Aufgabe zu erfüllen, denn es sei heute noch eben so viel Not und Elend in der Welt, wie früher. Man betrachtet also den Erlöser der Welt als einen sozialen Reformer, der den Wahlspruch auf seine Fahne geschrieben habe: „Macht's euch auf Erden gut und schön, während er doch seine Bergpredigt mit dem Spruche anhebt: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich", und der gerade in all seinen Lehren immer wieder die soziale Lage nicht bloß nicht ausschlaggebend, sondern nahezu bedeutungslos gegenüber dem höchsten Lebenszweck, der Rettung seiner Seele erklärt: „Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele." Er steckt dem Menschen ein über den Schranken dieser Zeit liegendes Ziel, welches jedem erreichbar ist, das Reich Gottes, den Himmel, an dem jeder Teil haben kann, mag er äußerlich gestellt sein, wie er will, reich oder arm, vornehm oder gering, Freier oder Sklave.

Nicht die Armut aufzuheben, ist Christus erschienen, im Gegenteil, er sagt vorher, daß Arme immer sein würden, den Armen gerade will er die frohe Botschaft vom Reiche Gottes bringen. Auch nicht allem Elende will er in der Welt ein Ende machen. Im Gegenteil spricht er zu seinen Jüngern: „In der Welt habet ihr Bedrängnis", sondern die Leidtragenden trösten: „Selig sind die Trauernden". Nicht soziale Reform, sondern Gründung des Gottesreiches ist sein Lebenswerk hier auf Erden. Das hat er gegründet, und wo es bei den Menschen Aufnahme und Eingang findet, da erweisen sich die von Christo und seiner Lehre ausgehenden Kräfte auch auf dem Gebiete des sozialen Lebens als heilsende und bessernde; aber das sind nur Folgen der inneren Umwandlung. Wo sich aber diese heilsenden und heilenden Kräfte in einem Kreise oder einer Klasse von Christen oder auch bei einem einzelnen Christenmenschen nirgendwie betätigen, und in die Erscheinung treten würden, so wäre das eben ein Zeichen, daß hier die Annahme des Gottesreiches etwas äußerliches sei, und das Wort des göttlichen Heilandes nicht zutreffe: „Das Reich Gottes ist in euch."

Das ganze irdische Leben mit all seinen Beziehungen zu Familie, Gemeinde, Staat, Gesellschaft ist der Stoff und Gegenstand, wo sich nach Christi Lehre die Gerechtigkeit, die Tugendhaftigkeit betätigen soll. In Arbeit und in Leiden, in der wirksamen, tatkräftigen Erfüllung seiner irdischen Berufspflichten, wie in der geduldigen Ertragung dessen, was Gott an Prüfungen schickt, soll jeder Mensch an der ihm von Gott zugewiesenen Stelle sich als ein Glied des christlichen Gottesreiches bewähren. Und eben dieses jedem, der will, möglich zu machen, das ist die eigentliche Aufgabe der christlichen Liebestätigkeit.

In den natürlichen, von der Sünde durchzogenen Verhältnissen dieses Lebens liegen nämlich mancherlei Hindernisse, die es dem Menschen erschweren, seine Heilsaufgabe zu erfüllen. Solche Hindernisse liegen namentlich auch in dem Gegensatz von arm und reich. Haben auch in dem Reiche, das Christus gestiftet, Arme und Reiche in gleicher Weise Platz und Geltung, und ist es für das Gottesreich sowohl hier auf Erden mit seinen Gnaden, wie im Himmel mit seinen Freuden ganz gleich, ob jemand arm oder reich ist, so bedarf doch jeder zur Erfüllung seines irdischen Berufes einer gewissen Summe von irdischen Gütern.

Und wie erlangt er die? Durch Arbeit. Und gerade durch diese Arbeit soll der Mensch auch sein Heil erwirken, weil er mit dieser in guter Meinung verrichteten Arbeit ja den Willen Gottes erfüllt. Nun kann aber die Armut es dem Menschen unmöglich machen, zu arbeiten und in der Arbeit seine Berufspflichten zu erfüllen. Da ist es nun die Aufgabe der Liebestätigkeit, ihm zu helfen, daß er wieder arbeitsfähig wird. Die Liebe strebt also, die Armen wieder fähig zu machen, durch Arbeit sich selbst wieder den nötigen Lebensunterhalt zu verdienen, nicht etwa deswegen, um der Pflicht weiterer Unterstützung überhoben zu sein, das wäre ein niedriger Standpunkt und entspräche wahrer Liebe nicht, sondern damit er so wieder seinen Beruf erfüllen könne.

Es kann jemand aber auch so arm sein und in solcher Not, daß es ihm schwer, ja fast unmöglich ist, sein Leid zu tragen, wie

er es als Kind der Gottesfamilie Jesu Christi tragen sollte in Geduld, Gott dankend. Da erkennt eben die Liebe es denn als ihre Pflicht, ihm das Leiden zu erleichtern, damit er es in Geduld tragen und auch im Leiden Gott danken lerne.

Und Gott sei Dank, das Verständnis für diesen Ausgleich der sozialen Unterschiede ist in unserer hl. katholischen Kirche nicht ausgestorben. Gerade das Bewußtsein und die Erkenntnis, daß in dem Bestreben, diesen Ausgleich herbeizuführen, die rechte Nachfolge und Jüngerschaft Jesu Christi bestehe, führt so manche fromme, selbst im Reichtum und Wohlleben aufgewachsene Jungfrau in irgend eine klösterliche Ordensgenossenschaft, um da in irgend einer Form durch persönlich sich opfernde, hingebende Liebe, soweit ein Einzelner das vermag, diesen Ausgleich herbeizuführen.

Und da gibts kein Leid, keine Not, kein Elend, wo nicht die christliche Liebe ihr Arbeitsfeld gesucht und gefunden hätte. Die Kranken in den Hospitälern, die Armen auf den Mansarden, die Witwen, die Waisen, die Gefährdeten, die der Erziehung Bedürftigen, die Krüppel, die Schwachsinnigen, die Irren, alle die sind von Ordensleuten umgeben, die an ihnen die christliche Liebe üben.

Wie traurig, daß man in der Welt, die meint, mit Schreibwerk, Paragraphen und Verordnungen, sozialen Bauten und Einrichtungen für Gesundheitspflege, mit Unterstützungen in Geld und Lebensmitteln der Armut Herr zu werden, oft so wenig Verständnis für diesen Faktor der Liebe hat. Wir wollen nicht hoffen, daß die neue Weltordnung die Wirksamkeit der Ordensleute brach legt, früher, als die Sozialdemokratie denkt, könnte die Zeit kommen, wo man sich wieder nach ihnen und ihrer Liebestätigkeit zurücksehnte.

Die Wahl zur Deutschen Nationalversammlung.

Der 19. Januar ist für das zum preußischen Staate und den deutschen Bundesstaaten gehörende Volk ein hochbedeutungsvoller, vielleicht glücklicher, vielleicht aber auch verhängnisvoller Tag. Das ganze Volk tritt an die Wahlurne, seine Stimme abzugeben und durch Stimmenmehrheit über sein eigenes Schicksal zu entscheiden. Millionen weißer Zettel werden wie Schneeflocken in die Urnen fallen, und wie die Menge der Schneeflocken auf der einen Seite eine schützende Decke der Wintersaat gegen die Kälte werden, auf der anderen Seite zur zerstörenden Lawine sich zusammenballen können, so können auch diese Zettel eine Mehrheit bilden, die schützet und bewahret, was in der Staatsform, die sich vielleicht überlebt hatte, Gutes war, oder eine solche, die alles, was vielen teuer und heilig ist, niederreißt und in Trümmer legt.

Unser Sonntagsblatt würde zu diesem Ereignis wohl kaum Stellung nehmen, wenn es sich nur um politische Dinge handelte. Nun aber zeigen manche von der jetzigen Regierung in Berlin aufgelassene Sturmvögel, daß von den sozialdemokratischen Führern, geht es nach ihren Wünschen, der Kirche die größten Gefahren drohen, widerrechtliche Eingriffe bereits geschehen und doch geplant sind, sowohl in das heilige und unverletzliche Recht der Eltern, die Kinder selbst religiös zu erziehen als auch in das damit gegebene andere Recht, dieselben nicht solchen Schulen anvertrauen zu müssen, in denen kein katholischer Religionsunterricht erteilt wird, und der ganze Geist der Schule nicht ein von Religion tief durchdrungener ist. Bei dieser Sachlage haben wir Katholiken eine wichtige Aufgabe und eine heilige Pflicht.

Wir dürfen in unserem persönlichen Verkehr niemanden als Feind betrachten, auch den nicht, der uns in unseren heiligsten Ueberzeugungen verletzt. Wo es sich jedoch um die Verteidigung christlicher Grundsätze im öffentlichen Leben und die Wahrung christlichen Glaubens und christlicher Sitte in unseren Familien, ja den Bestand unserer heiligen Religion handelt, da muß jeder an das Wort des göttlichen Heilandes denken: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut", und an die andere Mahnung: „Wer mich vor den Menschen verleugnet, den werde ich auch vor meinem himmlischen Vater verleugnen." Und diese Verleugnung wäre bei einem Katholiken um so weniger verständlich, als bei der geheimen Stimmabgabe man diese seine Ueberzeugung gar nicht vor anderen Menschen, von denen man etwa Spott, Schimpf oder Unannehmlichkeiten befürchten möchte, zu bekunden braucht. Bei dieser Stimmabgabe mit verschlossenen Wahlzetteln hat man es mit keinem anderen Zeugen zu tun, als mit seinem Gewissen, und mit keinem anderen Beurteiler unseres Betragens, als mit dem lebendigen Gott.

Bei dieser Wahl kann man auch nicht, wie wohl bei anderen Wahlen zum früheren Reichstag und Abgeordnetenhaus, sagen: „auf meine Stimme kommt es nicht an". Reichstag und Abgeordnetenhaus bildeten nicht die Regierung und hatten auch nicht einen durchschlagenden Einfluß auf deren Entschließungen. Hier aber wählt jeder unmittelbar sowohl durch die Vertreter, denen er durch seine Mitbeteiligung zur Stimmenmehrheit verhilft, die Staatsform, als auch gibt er seinen Willen kund, welcher Geist in der neuen Regierung herrschen soll. Von der Wichtigkeit dieser Wahl durchdrungen, haben denn auch die Bischöfe in ihrem schönen Hirtenschreiben eindringliche, tief zu beherzigende Mahnungen an die Gläubigen gerichtet.

Zum ersten Male dürfen bei diesem wichtigen Staatsakte auch die Frauen an die Wahlurne treten, und da diese den weitaus größten Prozentsatz des Leserkreises unseres Sonntagblattes ausmachen, richten wir an sie ganz besonders den Appell, es möge doch keine von ihnen, zu welchem Stande sie auch gehören und in welcher Lage sie auch sei, zurückbleiben. Hier darf sich niemand mit der bequemen Ausrede abfinden: „Das habe ich noch nie getan, ich bin noch nie auf einem Büro oder dem Rathaus gewesen, das überlasse ich meinem Mann, meinen Söhnen, meinen Brüdern. „Wo es sich um die Verteidigung der Güter des Glaubens handelte, da sind die Frauen noch nie zurückgeblieben. Bei ihnen hat noch immer die Religion und der Glaube die begeistertsten Anwälte gefunden, wie ja einst die Frauen auch die ersten waren, die zum Grabe eilten und die auf seinem Kreuzwege mit Tränen den leidenden Heiland beklagten.

Wenn es einen baumeisterlichen Gedanken für den Plan der Ausbauung der Zukunft des nun so zerrissenen und verfeindeten Europas gibt, so ist es der der im Glauben tätigen Liebe. Und nicht bloß die Zukunft, sondern schon die Gegenwart wird den Frauenherzen und den Manneskräften gehören, welche dieses Werk der Liebe im Kampfe gegen die Selbstsucht zu fordern suchen.

Die Frauen aber und besonders die Mütter, die mögen durch rege Teilnahme an dieser Wahl zur Nationalversammlung und durch Werbung für dieselbe in ihrem Bekanntenkreise an dem Grabe einer schlechten Vergangenheit und wahrhaftig noch schlechteren Gegenwart die Verkünderinnen einer Auferstehung in Christo zu froherem und schönerem Familien-, Staats-, Kirchen- und Volksleben werden. Darum ihr christlichen Frauen und Mütter, auf zur Wahl! Es handelt sich um das Beste, was ihr habt, um eure Kinder und das Gut des Glaubens für ihre und eure Seelen!

Nach neun Uhr abends!

Schon oft habt ihr lieben Leser gesehen — Wenn eine Schauer wollt' niedergehen — Wie dann die Leute laufen und springen — In Sicherheit ihr wertes Persönchen zu bringen — An Türen und Toren, wo nur ein Dach — Sie schützt vor des Wettersturzes Ungemach' — Was so eine Schauer zuweilen vermag — Kann in Köln man erleben jetzt jeden Tag — Denn schlägt es abends ein Viertel vor Neun — Dann läuft auf der Straße alles, was Bein — So schnell, wie möglich zu seinem Haus — Denn wer eine Minute nach neun noch ist draus' — Der kommt ohne weit'res vors Kriegsgericht — Und macht dann natürlich ein langes Gesicht — Wenn er zur Buße sich muß machen fort — Zu zahlen zehn, zwanzig und fünfzig Mark — So mußten drei Herrn nach dem neuen Recht — Als sie bis Mitternacht tüchtig gezecht — Und nun auf dem Heimweg sich ließen ertappen — Sofort vierzig Mark ein jeder berappen — Mehr als an abend die allerbeste Flasche — Gelockt ihnen hatte aus ihrer Tasche — Und wer noch neun Uhr noch den Nachbar wollt' grüßen — Mit zehn Mark mußte die Freude büßen — Ein Brief, zu spät in den Kasten gebracht — Mit fünf Mark Porto noch wurde bedacht't — Und einer aus Buckendorf, der gab vor — Er hab', als gekommen er vor das Tor — Gemerkt, daß seinen Paß er vermisse — Den er doch immer vorzeigen müßte — Er habe ihn drum in den Straßen gesucht — Der Witz ward mit zehn Mark Strafe gebucht — Doch ist der Richter ein feiner Mann — Denn denkt, wie edel er neulich getan — Eine Frau, die in armen Verhältnissen lebte — Als neun es geschlagen, nach Hause strebte — Da nun, vom Richter nach dem Grunde gefragt — Sie mit Tränen dem Herrn ihr Leid geklagt — Sie hab' auf der Stell', wo sie Arbeit genommen — Zu spät ihr Abendessen bekommen — Und habe zu Haus noch ein kleines Kind — Daß ohne die Mutter sich zurecht nicht find' — Da hat der Richter, statt strenge zu sein — Sie freigesprochen und obendrein — Zwei harte Taler aus der Tasche genommen — Tat Geschenk war die Strafe, die die Arme bekommen. — Ist das nun nicht ein schönes Gebahren — Von denen, die sonst unsere Feinde waren? — Wenn alle Menschen so wären zur Stund' — Dann gäbs einen schönen Völkerbund. — Statt dessen hör'n wir, wie Volksgenossen — In Haß in Berlin aufeinander geschossen. — Da lob' ich mir doch, so viel ich es kann — Einen solchen englischen Gentleman.

Auf der Suche nach dem schönsten Liede.

Laßt mich die Geschichte von einem Geiger erzählen. Der zog herum und wollte das schönste Lied spielen lernen, das es gibt. Da ging er zu den Vögeln in den Wald und horchte und horchte. Das konnte er bald. Er konnte geigen, daß man die Amseln und Finken und Drosseln heraushörte.

Aber das war ihm noch nicht schön genug. Da horchte er auf den Wind. Ei, was konnte der für Lieder singen! Ganz leise, feine, daß man die Blätter an den Bäumen flüstern und die Aehren miteinander lispeln hörte und dann starke und frohe, so, wie es tönt im April, ehe das Maikäfer weht, zur Zeit, wenn der Frühling kommt. Und dann die ganz wilden und schauerlichen im November, wenn der Winter naht, wo die Eichen sich beugen und es heult in den Lüften, als wenn eine wilde Meute daherführe. Auch das lernte der Geiger auf seiner Violine spielen. Die Saiten konnten säuseln wie der milde Zephyr und rasen in scharfen Klängen, wie ein Orkan.

Aber es war ihm nicht genug. Er zog weiter, da er erkannte,